

tigen tun allzu oft dem Wort Gewalt an. Er ist vielmehr, schon kraft seiner Musikalität, ein ehrfürchtig Lauschender, ein Diener am Wort und Hörer des Wortes, – ohne aufzuhören, auch ein gehorsamer Täter des Wortes zu sein. So kam es – nach einem frühen Briefwechsel im Jahre 1934 – nach dem Krieg zu manchen Begegnungen mit Buber, jenem anderen grossen Diener am Wort, – die Erinnerung beschwört sie herauf. Geist- und anekdotenreiches Geplauder des Anfangs führt bald zu tiefem geistlichen Gespräch, – nicht freilich über die »Zwei Glaubensweisen«; dazu waren diese beiden Glaubens-Weisen viel zu sehr eins und einig! Goes ist aber auch in diesen Gesprächen fast stets der Hörende; nur einmal lässt er sich, in Gegenwart Bubers, zu folgendem Bekenntnis hinreissen: »Wenn Martin Buber so unter uns ist, hat man . . . die Vorstellung: die Gottesgeschichte geht weiter, die Geschichte von Abraham und Jesaja: die ewige Stimme schweigt nicht«. Buber, gar nicht verwirrt, fragt lächelnd zurück: »Das wäre dann also eine Art Dasein als Legende?« – Albrecht Goes holt diese Legende aus der Erinnerung in die Wirklichkeit zurück. Und wenn »Legende« wörtlich »das zu Lesende« oder moderner ausgedrückt: Pflichtlektüre – bedeutet, so mag von dem Kapitel über Buber, aber auch von dem ganzen »Tagwerk«, gelten: »Nimm und lies!« Paulus Gordan OSB, Beuron

HERMANN LEVIN GOLDSCHMIDT: Freiheit für den Widerspruch. Mit einem einführenden Interview von Alfred A. Häsler. Schaffhausen 1976. Novalis Verlag. 245 Seiten.

Der Mensch von heute ist – wir – sind auf der Suche. Aber was suchen wir eigentlich? Dass die Antwort nicht leichtfällt, zeigt in etwa schon an, wie wenig auf eine solche Frage eine klare und eindeutige Antwort zu erwarten ist. Wird sie aber gegeben, von vielen gegeben, dann wird zugleich das Auseinander offenbar – das wir anstreben und unter dem wir im gleichen Atemzug doch wieder leiden; ein Auseinander, das anscheinend ebenso lebensnotwendig wie lebensbeschränkend ist, wenn man den vielen Worten und der Vielzahl der dazu geäusserten Meinungen Glauben schenken soll.

Dass der Philosoph sich der menschlichen Misere zuwenden muss, dass er an ihr etwas auszurichten hätte – wer würde dem noch vor wenigen Jahren offen zugestimmt haben! Man hätte den, der solches wahrhaben zu wollen beanspruchte, wohl am liebsten in Realität einer der (in Gedanken schon ausgebauten) »menschenverändernden« Wissenschaftstechniken überantwortet. Jetzt gerade sieht es hingegen wieder anders aus. Statt sich einem wissenschaftstechnischen Optimismus – oder, etwas später, einem ebensolchen Pessimismus – zu verschreiben, blieb H. L. Goldschmidt, der den Lesern des FR ohnehin bekannt ist, konstant an einer zukunftsgerichteten, auf den Menschen hin orientierten Arbeit, als deren neues Ergebnis – vielleicht besonders in der Reihe von Goldschmidts »Philosophie als Dialogik« (1948) und »Dialogik. Philosophie auf dem Boden der Neuzeit« (1964) – wir das nun vorliegende Werk begrüßen dürfen.

In der gebotenen Kürze scheint uns das Zentrale des Anliegens und des Angebots von Goldschmidt an uns in zwei Zitaten aus erläuternden Aussagen des Autors (aus dem Gespräch mit Alfred Häsler) umreissbar. Dort lesen wir: » . . . die Dialektik ist insofern fast noch mittelalterlich, als sie auf ein letztes Ziel zustrebt, nämlich in einer letzten Synthese jeden Widerspruch aufzuheben. Demgegenüber ist Dialogik ein Philosophieren, das die Errungenschaften der Dialektik beibehält, aber bewusst offen

bleibt, bewusst These und Antithese gelten lässt, ohne die gegenseitige Infragestellung und Verantwortung durch ein Vorwegnehmen einer künftigen Synthese auszuschalten« (S. 14). Und: »Dialogik lehrt, dass die Lösung nicht in einer letzten Herrschaft liegt – das könnte heute nur ein totalitärer Anspruch sein –, sondern in einem Zusammenleben, das jedem Widerspruch die Freiheit gibt, sich an seinem Ort selber zu äussern« (S. 15). – Damit ist Entscheidendes gesagt.

Goldschmidt weiss nun sehr wohl, dass die Schwierigkeiten einer praktischen Durchführung damit erst beginnen – und dass dem so ist, zeigt er deutlich in den Hinwendungen zu konkreten Fragen, denen er nicht ausweicht. – Auf der anderen Seite muss aber die Erarbeitung eines Konzepts der Dialogik als erkenntnistheoretisch-praktische Leistung nachhaltig gewürdigt werden. Denn solange ein derartiges »Leitbild« nicht besteht oder sich (als Leitbild) nicht durchzusetzen vermag, wird diese »Stelle« von einem anderen eingenommen, das vermutlich so oder so auf nichts anderes als auf Einseitigkeit hin orientiert ist und Menschen fortwährend neu daraufhin ausrichtet. Die zu Ende gedachten und schliesslich ausgeführten Konsequenzen der Einseitigkeit sind aber aus den Abläufen der Geschichte – auch jener der Religionen und des Christentums – hinreichend bekannt.

Das philosophische Konzept Goldschmidts ist als erkenntnistheoretisches allein schon von grösster Bedeutsamkeit, weil es eine echte Möglichkeit eines Denkschritts über das hinaus darstellt, was uns ansonsten geboten wurde: ein Denkschritt, welcher falsche Alternativen (so da sind: »Verrat« an der eigenen Sache durch Aufgeben der eigenen Einsicht, Position oder Tradition – oder Erzwingen eines entsprechenden Verhaltens des anderen, das dann mit denselben Nomenklaturen zu bedenken wäre – jeweils aus der anderen Sicht) nicht nur vermeiden, sondern von innen her überschreiten lässt. Die praktische Bedeutsamkeit fügt sich dem lückenlos an und ein. Man kann nur wünschen und das seinige dazu tun, dass beide Bedeutsamkeiten sich möglichst weitflächig durchzusetzen vermögen.

Hinter und unter diesem denkerischen Konzept scheint uns allerdings etwas noch Bedeutsameres sich zu vollziehen: Es ist nichts Geringeres als *eine neue Bezugsetzung des Denkerischen überhaupt zum Ganzen des menschlichen Lebens*, und zwar sowohl hinsichtlich des Einzelmenschen wie der Gesellschaft. Die denkerischen Traditionen des Abendlandes (mit denen hier weder begrifflich noch sachlich leichtfertig und global verfahren werden soll, aber Kürze ist leider geboten) haben sich in zunehmendem und erschreckendem Mass von der Totalität des Lebens entfernt und sich verselbständigt, wobei es gleichgültig ist, ob sich diese Verselbständigung als totale vereinseitigte Herrschaft in Religion oder Wissenschaftstechnik, mittelalterlich oder neuzeitlich oder wie immer und unter welchen Vorzeichen auch sich auslässt und austobt. Schon Toynbee erkannte, dass Rationalität, auf die Spitze jedweder Vereinseitigung getrieben, in höchstem Mass irrational werden und wirken kann und somit genau dem selbst verfällt, wogegen sie einmal auf den Plan gerufen wurde.

All das ist in dem von Goldschmidt vorgelegten Konzept hinter- und untergründig wirksam. Seine Dialogik ist keine Modephilosophie im negativen Sinn dieses Wortes, so, als wäre sie (wie manches andere) eben allenfalls »nach Denkgesetzen« bloss »ausgedacht« – vielleicht auch aus Gründen von Lust und Laune oder in der (zuweilen durchaus ebenfalls berechtigten) Absicht, ein-

mal etwas anderes, noch nicht Gehabtes zu produzieren. – Man muss dies vor allem deswegen betonen, weil Geister, welche die genannten Hinter- und Untergründe nicht zu erkennen oder zu durchschauen vermögen, leicht in die Gefahr geraten, sich im Blick auf Reichweite und Tiefgang des von Goldschmidt vorgelegten Konzepts sehr zu verschätzen.

Gerade wenn man sich angesichts der Verhältnisse in unserer Welt einer realistischen Sicht verschrieben hat, wird man sich hinsichtlich einer Umsetzung des von Goldschmidt gemachten Angebots in die Wirklichkeit unseres Lebens keinen Illusionen hingeben. So wollen wir wenigstens die bescheidene Hoffnung formulieren, es möchten nicht mehr zu viele leidvolle Erfahrungen für einzelne und Gesellschaften nötig sein, bis man auf breiter Ebene erkennt, was ein verantwortbarer und zukunftsgerichteter Weg des Denkens, wie Goldschmidt ihn uns weist, zu ermöglichen oder doch wenigstens einzuleiten vermag.

Dass die Dialogik, wie Goldschmidt sie auszulegen versteht, im Hinblick auf das christlich-jüdische Gespräch und weit darüber hinaus als Anfrage an das Verhalten von Judentum und Christentum gegenüber der Welt wie zueinander von eminenter Bedeutung ist, braucht wohl kaum unterstrichen zu werden. Derzeit stehen wir allenfalls auch in diesem Bezugsbereich im Vorfeld jener Koexistenz- und Konvergenzversuche und -erwartungen, von denen Goldschmidt überzeugend aufzuweisen versteht, dass sie »auf Dialogik hin« überwunden werden müssen, wenn unser Dasein in Welten des Widersprüchlichen wirklich den Namen »Leben« noch verdienen soll.

O. K.

FRANZ VON HAMMERSTEIN (Hrsg.): Von Vorurteilen zum Verständnis. Dokumente zum jüdisch-christlichen Dialog. Frankfurt/M. 1976. Verlag Otto Lembeck. 165 Seiten.

Der Herausgeber dieser Dokumente ist Sekretär des Komitees für die Beziehungen der Kirche mit dem jüdischen Volk im Oekumenischen Rat der Kirchen (OeRK) in Genf. Die von ihm verfasste Einleitung (7–29) ist von hohem dokumentarischen Wert. Sie zeigt, wie sich der Dialog zwischen dem OeRK und dem Judentum seit 1948 entwickelte, wie er in die Struktur des OeRK eingepasst wurde, welche theologischen und zeitgeschichtlichen Schwierigkeiten dahinter standen und welche Zukunftspläne bestehen. Man gewinnt den Eindruck, dass die Zentrale des OeRK ein effizienter Motor für das christlich-jüdische Gespräch innerhalb der ganzen Oekumenischen Bewegung ist oder sein kann. Dass der jetzige Generalsekretär des OeRK, Dr. *Philipp Potter*, diesem Gespräch samt seinen politischen Konsequenzen nicht ausweicht, zeigt z. B. seine auf S. 159 f. abgedruckte Erklärung gegen die 1975 herausgekommene Zionismus-Rassismus-Resolution der UNO¹.

Die auf die Einleitung folgenden Abhandlungen und Gesprächswiedergaben jüdischer und christlicher (evangelisch-protestantischer, christlich-arabischer und anglikanischer) Autoren gehen auf sehr gezielte Dialogbemühungen des OeRK besonders in den Jahren 1974/75 zurück. Unter Leitung des Theologen Dr. *Lukas Vischer* (Genf) wurden Aussprachen mit jüdischen Gelehrten verschiedener Glaubensrichtung und mit orientalischen Christen in Genf, Beirut und Jerusalem geführt. Dabei ging es um die Beziehungen des Alten zum Neuen Testa-

ment, um die biblischen Landverheissungen im Zusammenhang mit dem Staat Israel und um die biblische Auffassung von Gerechtigkeit angesichts der heutigen Kriegslage im Nahen Osten (vgl. S. 76–121).

Die Abhandlungen S. 122–148 stellen die schwächsten Partien dieses vorzüglichen Buches dar. Man hätte auf die Aufnahme dieser freihändigen Zufallsäusserungen verzichten können.

Von ausgezeichnetem theologischem Rang sind hingegen die Abhandlungen der beiden israelischen Professoren *Uriel Tal* (»Strukturen der Gemeinschaft und Gemeinde im Judentum«: 30–42)² und *Shemaryahu Talmon* (»Auf dem Wege zu einer die Welt umspannenden Gemeinschaft«: 43–55). Ähnliches gilt für den vom Harvard Theologen *Krister Stendahl* verfassten Antwortartikel auf Talmons Ausführungen (70–75)^{2a}. Alle drei Autoren machen deutlich, dass man nicht von einem unreflektierten und ideologisierten christlichen Universalismus auf einen falsch zur Kenntnis genommenen jüdischen Partikularismus herabschauen kann. Im Gegenteil: Die jüdische Partikularität hat immer auch die Universalität als Begleiterin. Das Judentum stellt einerseits einen permanenten Protest gegen jede Unterdrückung individueller, familiärer, völkischer und religiöser Partikularität durch unpersönliche universale Gesellschaften dar. Ebenso stark ist aber auch das von der Bibel her begründete jüdische Hoffen und Harren nach Universalität: »Das Judentum hat den Universalismus als allerletztes Ziel aufgestellt, auf dessen Erreichung die Menschheit ihre Anstrengungen richten sollte. Alle Menschen und alle Völker werden ermahnt, ihre Hoffnung auf die Vision der »letzten Tage« zu richten, eine kosmische Situation, in der die historisch-existentialen Spannungen zwischen Partikularität und Universalität zur Ruhe gebracht sind« (50: Talmon)³.

Das Generalsekretariat des OeRK führt seit einiger Zeit einen systematischen und konsequenten Dialog mit den Juden. Das Buch von F. von Hammerstein ist ein Beleg dafür. Die Schwächen dieses Dialogs mögen in seiner Unverbindlichkeit für die Mitgliedskirchen liegen. Da auf katholischer Seite die Schwächen des Dialogs mit den Juden eher in einem Lavieren der zentralen Leitung liegen, möchte man wünschen, dass der Vatikan dem Genfer Vorbild nacheifern würde. Clemens Thoma

² Vgl. Uriel Tal: Strukturen der Gemeinschaft und des Gemeinwesens im Judentum in FR XXVI/S. 45–49.

^{2a} Vgl. auch: S. 153: Der Dialog zwischen Christen, Juden und Muslimen (Anm. d. Red. d. FR).

³ S. o. S. 35.

HANS KÜNG / PINCHAS LAPIDE: Jesus im Widerstreit. Ein jüdisch-christlicher Dialog. Stuttgart und München 1976. Calwer Verlag und Kösel-Verlag. 51 Seiten.

Das schmale Bändchen bietet in grosser Kürze einen hervorragenden Beitrag zum jüdisch-christlichen Gespräch. So, wie er hier vollzogen wird, wünscht man sich einen Dialog: nicht als Wiederholung des längst Offenkundigen, sondern als ein Geschehen, bei dem ein wechselseitiges Lernen nicht nur auf der Ebene eines Austausch höflicher Worte erscheint, sondern sich real ausweisen lässt.

Die nächste Stufe des Unternehmens müsste nun aber doch wohl dahin führen, dass das Erkannte und Erarbeitete eine entsprechende Verbreitung und somit Eingang in das Bewusstsein nicht nur der unmittelbar Beteiligten, also der »Interessierten« unter den Juden und den

¹ Vgl. auch: FR XXVII/1975, S. 46.